

Ersteinständig
nachmitt. mit Ausnahme
der Sonn- und Feiertage.

Rosenmontagspreis
monatlich 60 Pfg.
vierteljährlich 1.50 Mk.
jährlich 5.00 Mk.
Durch die Post bezogen
2.-

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsblätter),
durch die Post monatlich 1.00 Pfg.,
vierteljährlich 3.00 Pfg.,
jährlich 10.00 Pfg.

Telephon Nr. 1047.
Telegrams-Adresse:
Polksblatt Halle/Saale.



Insertionsgebühr
beträgt für die gewöhnliche
Zeitung oder deren Raum
10 Pfg. für den ersten
Wochen- u. Fortsetzungs-
Antrag 20 Pfg.
In redaktioneller
Anzahl die Hälfte des Preises.

Interesse
für die Inserenten
müssen spätestens bis
mittags halb 12 Uhr in der
Expediton ankommen
sein.

Empfänger in die
Postsendungs-Kasse
unter Nr. 7088.

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Muerfurt, Delitzsch-Bitterfeld,
Baunburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Corgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geisstr. 21, Hof part. r.

Jung China.

Aus welchen Elementen sich die China-Freiwilligen zusammen-
setzen, zeigt folgender Bericht aus Potsdam:
Durch Mannschaften des in Potsdam formierten Ostasi-
atischen Reiter-Regiments wurde dorstselbst am Sonntag
abend ein großer Erzeß veranstalt, bei dem es blutige
Kämpfe gab und das Einschreiten von Militärpatrouillen no-
wendig wurde. Die Mannschaften sind meistens junge, recht über-
müthige Leute, welche in Potsdam nach Beendigung der Dienst-
stunden recht viel freie Zeit haben und denen auch das nötige
Geld nicht fehlt. Daher kommt es, daß sie truppweise von
einem Restaurant zum anderen eilen, Kriegsgelber, fangen und
in ihren Kaffazugungen Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit
sind. Da sie auch viel spendieren bekommen, so sind die jungen
Krieger bald in einer Stimmung, die sehr rosenfarbig ist, es
aber namentlich Damen geraten erscheinen läßt, ihnen aus dem
Weg zu gehen, da sie von den Ostasiaten vielfach recht dreist
belästigt werden. Dies geschah sogar am Sonntag in einem
Wagen der Potsdamer Straßenbahn, wo der Liebhaber, ein
ehemaliger bonner Hufar, mit Gewalt aus dem Wagen ent-
fernt werden mußte.

In dem bekannten Lanzolot „Kolosseum“ in der Span-
denstraße hatten sich am Sonntag abend viele ostasiatische
Reiter eingefunden, welche dort das Kommando führen wollten
und dadurch die anderen Soldaten, namentlich aber die da-
zu habenden Unteroffiziere reizten. Den letzteren verweigerten
sie direkt den Gehorham und dies gab nun Veranlassung, daß
einer von den Leuten von einem Oberjäger arreliert werden
sollte. Der Mann entwichte aber und wurde nun von einem
da zu habenden Artillerie-Unteroffizier gefolgt, den ihn
nach der Garderobe bringen wollte. Dies war das Alarm-
signal für die Kameraden des Arrestanten. Sie gingen gewalt-
thätig gegen die Unteroffiziere vor, wobei lebhafte Kämpfe
ausbrachen. Die Unteroffiziere wurden dabei durch einen Schieß-
verlegen. Der Wert des „Kolosseums“ gebot sofort Feier-
abend, und am den Artillerie-Unteroffizier vor der Hand der
ostasiatischen Truppe zu schicken, mußte er ihn in seine Stube
entschleppen.

Angewiesen hatte man aus der nahe gelegenen Kaserne der
3. Garde-Infanterie und von der Schloßwache Patrouillen herbei-
geholt, welche die Aufrechter zum Saale hinausdrängten. Auch
in anderen potsdamer Tanzlokalen haben die ostasiatischen
Reiter Unheil angerichtet, die aber nicht so weit ausarteten.
Im allgemeinen herrscht in Potsdam die Meinung vor, daß es
die höchste Zeit sei, daß zur Abfahrt begeben wird.

Die unpartriottischen Bayern.

Es ist traurig, sehr traurig, daß selbst das einflussreichste
Bl. Journal eine Stimmungsbild aus Bayern Aufnahme ge-
währen muß, welches darthut, daß der Haderstich im Volke bei
weitem nicht so verbreitet ist, wie die Zeitungen glauben machen
wollen. In dem Stimmungsbild heißt es: „Die unpartriottischen Bayern.“
Ein böser Streik ist entstanden in Bayern über die Entsendung

haisircher Truppen nach China. Mit Ausnahme der besser
situierten Klassen und der Beamtenklasse herrscht im Volke
leider nur die eine Ansicht, daß Bayern der ganze
Chinastreit nicht angehe. Außerdem behauptet das Ganze
daß die nach China gehenden bairischen Soldaten durchaus
nicht alle freiwillig sich gemeldet hätten, sondern
teilweise überredet worden wären und teilweise überhaupt kom-
mandiert worden seien. Da eine genügende Anzahl trotz
aller Ueberredung sich nicht gemeldet hätte. Man
nennt bestimmte Regimenter, so das erste schwere Reiter-
Regiment, das 3. Inf.-Reg., das 3. Feldart.-Reg. und andre,
welche ihre Mannschaften nicht durch absolut freiwillige Wei-
dungen angebracht haben sollten. In der offiziellen Münchener
Presse sind natürlich schon tagtäglich Dements erdienen, aber
allein der sehr verbreiteten wahren Presse werden die ent-
gegengesetzten Behauptungen in immer wieder erneuert, so
daß teils die bairischen Kriegsminister jetzt thätiglich eine
amtliche Rundfrage an die bairischen Regimenter ergangen ist,
zu berichten, ob irgend welche der nach China bestimmten Sol-
daten kommandiert werden müßten. Ein bairischer Abgeordneter
erklärt, daß bei Wiedereröffnung des Landtages und
besonders bei Einberufung des Reichstages das Ver-
halten der bairischen Regierung in der ganzen China-Angelegen-
heit einer sehr scharfen Kritik ausgesetzt sein wird. Das
Volke behauptet ganz offen die bairische Regierung zu
großer Schwäche gegenüber den maßgebenden Faktoren
in Berlin.

Mein Gewährrsmann ist der Ueberzeugung, daß die Mobilis-
ierung eines halben Armeekorps deutscher Truppen und die
Teilnahme desselben an einem Kriege mit China vollständig
außerhalb aller Verträge mit den Bundesstaaten
liege und ohne vorherige Genehmigung seitens der berrischen
Vertreter des ganzen deutschen Volkes nicht hätte unter-
nommen werden sollen. Diese Ansicht ist die hier all-
gemein verbreitete. Man ist hier eben zu weit von
Pulsschlag des Erdballs unspannenden Weltverkehrs
entfernt, als daß man hier einen ephemer Enthusiasmus
für die weltübliche Weltpolitik umres Kaisers voraus-
setzen dürfte.

In den Spalten des inspirierten Blattes, wie es die M. N.
N. sind, herrscht natürlich größter Enthusiasmus, durch diesen
offiziellen Enthusiasmus muß man sich nicht täuschen
lassen. Die Leute, die sich in den neuen China-Uniformen
(hohe Knieps und braune Schuhe) auf den Straßen zeigen,
sind nicht die besten. Diese Ansicht ist die hier all-
gemein verbreitete. Man ist hier eben zu weit von
Pulsschlag des Erdballs unspannenden Weltverkehrs
entfernt, als daß man hier einen ephemer Enthusiasmus
für die weltübliche Weltpolitik umres Kaisers voraus-
setzen dürfte.

Wir wollen nicht unteruchen, von welchen Erwägungen und
in welchen Absichten das kleine Journal plündert der Wahr-
heit die Gerechtigkeit. Die Schilderung der Thatfachen selbst
behält ihren Wert unabhängig von den Motiven ihrer Ver-
öffentlichung.

Das Volk will nichts von der berliner Weltpolitik wissen, und
nicht nur das bairische Volk. Das wissen unsre leterden
Minister sehr wohl — und darum scheinen sie die Einberufung
des Reichstages.

Der Kampf in China.

Sind sie tot oder lebendig? Die Frage, ob die Ge-
samttheit der Nationen in Bezug nach sich bildet nun
schon fast fünf Tagen den Kernpunkt aller Erörterungen, und
doch immer ist ihre endgiltige Beantwortung unmöglich. Die
deutsche Regierung gehört zu den Mächten, welche der Nach-
richt, die Gesandten seien unterlegt und befinden sich unter
dem Schutze der Regierung, keinen Glauben beimessen.
Am Sonnabend hat die chinesische Gesandtschaft in Berlin
den auswärtigen Amte eine Note überreicht, welche vom
19. Juli datiert und vom chinesischen Kaiser Kuangtzu un-
terzeichnet ist. Die Note giebt dem Bedauernden Ausdrück, daß
durch die Hofausbrüche des chinesischen Volkes gegen die
Christen das friedliche Verhältnis zwischen China und Deutsch-
land gestört und daß der deutsche Gesandte ermordet worden
ist. Die Unterzeichnung gegen die Wörder ist im Gange, und
teinesfalls dürfte die chinesische Regierung für die That, die sie
auf diese Weise begangen, verantwortlich gemacht werden. Es
sei zuerst die Einnahme von Taku erfolgt.

Freiwilligkeiten begannen und das Unglück wurde immer
verwickelter. Die Lage, in der sich zur Zeit China befindet,
ist schwer zu ordnen, besonders, da die chinesische Regie-
rung nicht die Absicht hat, in den bestehenden guten Be-
ziehungen, namentlich ein Verlangen einreden zu lassen, denn
es sind nur die Umstände, die zur Zeit obwalten, welche die
Regierung zu deren Beharren in eine Zwangslage ge-
bracht haben. Zur Beilegung des allgemeinen Unwillens
gegen die chinesische Regierung und zur Klärung der Lage
bleibt nur das einzige Mittel, die Weisheit Deutschlands
anzuwenden. Daher öffnen wir Gewer Manieren unter
diesem Schreiben in der Hoffnung, daß dadurch der
Fortbestand der freundschaftlichen Beziehungen
geichert werde, und daß Allerhöchstdiebeln bezogen
werden, einen Plan zur Erreichung dieses Zweckes
in Auge zu fassen und die Leistung zu übernehmen, um
die früheren Verhältnisse wieder herzustellen, welche die
Zukunft führen. Wir bitten, uns einen günstigen Bescheid
zu erteilen, wofür unsere Dankbarkeit (Ev. Majestät gegenüber
immer lebendig bleiben wird. Gegeben am 23. Tage des
6. Monats im 26. Jahre des Regierungsjahres Kuangtzu
am 19. Juli 1900. Berlin, den 21. Juli 1900.
Groß-Botschafter des Kaiserhofes der chinesischen Gesand-
schaft folgende Antwort:

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Staatsmini-
ster Graf v. Bülow, hat die Verbalnote der kaiserlich chi-
nesischen Gesandtschaft vom 21. d. Mts., enthaltend eine tele-
graphische Mitteilung (Ev. Majestät des Kaisers von China
am 19. Juli 1900. Berlin, den 21. Juli 1900.
Groß-Botschafter des Kaiserhofes der chinesischen Gesand-
schaft folgende Antwort:

Die Erbschleicherinnen.

71 Roman von Ernst von Wolzogen.

Die Tage verbrachten sie meist in dem halbdunkeln Berliner
Zimmer, Handarbeiten machend oder die langweiligen Bücher
lesend, die die Tante ihnen gab, und nur wenn sie Klavier
spielen wollten, durften sie in den Salon, wo der Hof nie be-
nutzte, arg verstaubte Klavierschüssel stand. Aber wenn
ihnen, wenn sie bei einem Fortie oder gar Fortissimo die fröh-
lichen Musik ihrer Handgelenke mit wünschenswerter Energie
arbeiten ließen! Solort erwidern dann die Tante auf der
Schwelle und sieht um Wohnung für das folgende Instru-
ment, das eine so rohe Behandlung nicht gemohnt sei.
Amar hatte Klavierschüssel bei der ersten Begrüßung ihrem
Nefen verraten, daß über acht Tage ihr achtzehnter Geburtstag
sei und sich fieberhaft über die Kathi angestrichelt, sowohl die
Tante, als den Dinkel im Laufe dieser Tage noch mehrmals
daran zu erinnern, aber dennoch sah sie mit bangen Sorge
ihrem Festtage entgegen, denn all die gefürchten Andeutungen
hatten sie bemerkt konnte, keinen sonderlichen Eindruck
auf Geheimnisse ausübte. Es wäre ihr doch zu schrecklich ge-
wesen, ihren ersten Geburtstag in der Fremde so ganz ohne
Sang und Klänge, ohne Guckelputz und Blumen und nachfol-
gendes Kaffeetrinken erleben zu müssen. Freilich war für den
Tag schon eine besondere Festlichkeit angeordnet, aber das
war eine große Gesellschaft zum Souper, die sie gar nicht an-
ging und sicherlich nur noch mehr dazu beitragen konnte,
die Gedanken der Tante, die schon tagelang vorher über
die Arbeit und Unruhe schätzte, welche die nötigen Vor-
bereitungen für verursachen, von ihrer unbedeutenden Person
abzulenken.

Es wachte an ihrem Biegen eine halbe Stunde früher
auf als gewöhnlich, und wußte die Zeit, bis Kathi erwachte,
nicht besser auszunutzen, als indem sie die Nase tief in das
Frederichs Hecke und leise vor sich hinmurmerte. Darüber wäre
sie heimlich wieder eingelassen, wenn nicht zur üblichen Auf-
stehzeit die Kathi zu ihr ins Bett geschlüpft wäre und ihr,

gleichfalls meinent, unter herzlichsten Klaffen ihre Glückwünsche
dargebracht hätte.

Es war nur gut, daß das Waschwasser so eiskalt war, das
verwachte bei den Schweltern die Spuren der reichlich ver-
gessenen Tränen, so daß sie mit leichtem Irdischen Gedächtnis am
Freiwilligkeit erscheinen konnten. Sie waren die ersten und
— o! Freude! auf Klavierschüssel lag ein halbes Duzend Briefe,
die alle den Postknecht „Minden“ trugen. So war sie also
doch noch nicht vergesslen, nicht ganz einlam auf der Welt mit
ihrer Kathi. Ein halbes Duzend Herzen schlugen da unten im
lieben Vaterlande noch für sie, das war nur wenigstens außer
Zweifel gestellt.

Das erbrach sie ihre Briefe. Da schrieb die
Anna Neumann, die Genz Barnhildler, die Pepi Seidl, die
Senta Tagelberger, lauter Schulfreundinnen und Kränz-
schweistern — lauter kindisches dummes Zeug, aber so lieb
lang's, so herzlich und voll ungeheuerlicher Teilnahme. Die
alte Gretl hatte auch geschrieben, drei kleine Seiten voll, und
wie mochten ihr die immer geworden sein, denn die Federarbeit
war nicht ihre Sache und die Rechtschreibung durchaus
eigener Erfindung. Sie schrieb, daß sie einmüde, bis sich
etwas Besseres für sie fände, einen Blau als Epilieren in einer
Wirkung am Vebel angenommen habe. Als Ködlin fiel sie den
Kreuzen allein zu als und sie würde wohl lange noch
müssen, bis sie wieder einmal in ihrer Kuchel hünte. Und
dann kamen wehmütige Erinnerungen an die liebe, seltsame Frau
Mutter, und zum Schluß die Bitte, daß ihre lieben Wädeln
in Berlin nicht gar zu hochmütig werden und auf die alte
Gretl nicht ganz hergehen sollten. Und zum Schluß war da
noch etwas, das sie hart und scharf antat. Das war, daß
eine schöne bunte Glückwunschkarte und eine Photographie zum
Vorschein. Auf der Rückseite der Karte stand in kleiner, großer
Handchrift, die zum mindesten einen fünfzigjährigen General er-
zarten lieb, dieses Verschen:

Ob du auch fern im Breunland,
Zets bleibt mein Herz dir zugewandt,
Du blau und weiß, ob schwarz, weiß, rot,
Ich bleib' dir treu bis in den Tod!

„Benno Tagelberger.“
und die Photographie stellte einen frisch dreinblickenden Ka-
betten dar.

Es war gut, daß die Tante immer noch nicht erwachte, denn
nun konnte die glücklichst erlösende Vision ihre Niedrigkeit doch
ungeniert aus Herz drücken und sich mit Kathi weidlich aus-
sichern über die allerliebste Keckheit dieses militärischen An-
beters. Sie hatte sich zwar eigentlich aus dem dummen Waben
gar nichts gemacht, ihn kaum mehr als zwei oder dreimal ge-
sehen und seine Stimmung von dieser nabeln in Eröderung gehabt,
aber jetzt freute sie es doch unendlich, das unemertete Liebes-
zeichen, und sie beschloß sofort, ihm als Gegengabe ihr Bild
zu schicken, woran sie sonst nie gedacht hätte. Ueberhaupt die
Tagelbergers! Daheim hatten sie immer ein bißel über sie ge-
spottet, über die Senta, weil sie so romantisch war, und über
Benno, weil er seine kleine dicke Nase so hoch trug. Sie
hatten ihn immer nur „Herr von Tagelberger“ genannt, die
Wädeln unter ihr. Nein, es blieb doch richtig; in der Not
lernt man erst seine wahren Freunde kennen.

Brief und Bild des Kadetten waren schon sicher in die
Tasche geborgen, als die Tante, Anna am Freiwilligkeit er-
lösend, wieder diesen Tagelberger in unterm Gewisse besah, einem
Mortenmännchen und einem blagolischen Geruchthumem. Sie
lächelte holdselig und küßte die Wädel auf beide Wangen.

„Grazliche Glückwünsche, mein liebes Kind!“ rief sie mit un-
gewöhnlicher Wärme, „möge dir der Himmel noch mannde fröh-
liche Wiederkehr dieses Tages in unterm Gewisse bescheren. Sder
nein, das darf man der anblicklichen Jungfrau doch wohl nicht
wünschten! Ich will lieber sagen, möge dir der Herrschen dir
recht bald Blüten genug treiben, um ein Kränzgen für dein
Friedchen herzugeben!“

Dabei lächelte sie sehr süß und streich die Wädel über das
bräunliche, weidgewollte, fahmende Haar, eine über die
Freiwilligkeit, zu welcher sie sich bisher noch nie aufgegeben hatte.
Und dann fuhr sie, auf die beiden Blumenstücke deutend, fort:
„Bitte, nimm vorläufig mit diesem kleinen Angebinde vorlieb.
Das Wortenbündchen kannst du ja in deinem Zimmer behalten,
du wirst es wohl nicht gerne von dir lassen; aber das Christen-
bildchen, das ich dir mit dem kleinen Bildchen besonnet, am den
Mindenstich im Salon, da hat es forsältigste Bißgen und mehr
Viel, weißt du. Eine Karte habe ich dir nicht extra ge-
schafft, es giebt ja heut abend beim Souper Sühligkeiten genug,
und mozu müssen Kinder an ihrem Geburtstag sich den Magen
verderben? bruh hi-hi-hi!“
„Du bist wirklich sehr freundlich, liebe Tante,“ begann Klav

Abgeben. Die ständige Streunung verneht hat durch seitliches Hin- und Herlaufen des Gewehrs kein Auen. Die Magazin-Maschinengewehre sind Wüchsigelader und haben eine sehr einfache Bedienung.

Soldaten als Handarbeiter. Auf dem Gute Neuenhof bei Königsberg, werden, wie man der Königsberger Volkszeitung berichtet, 10 Mann von der Artillerie zu Feldarbeiten verwendet. Die Soldaten erhalten pro Tag eine Mark und Kost. Der Führer des Gutes, ein Herr von Kirschner, soll die beschriebenen Wünsche seiner Leute um Verbesserung ihrer Lage in der prägnantesten Weise, und zwar mit den Worten: "Ihr seid noch zu herrlich, ihr sollt ihr das Geld herbei bringen", abgelehnt. Da es sich dann kein Wunder, wenn der edelige Herr zu den einfachsten Feldarbeiten nicht wenig geneigt ist. In ihrem Nebenamt gefürchtet werden solche Herrchen aber, wenn ihnen von der Militärverwaltung ohne zureichenden Grund Soldaten zur Verfügung gestellt werden. Der Königsberger Volkszeitung liegen eine Masse von Bittschriften vor, die in der Danksagung, in denen die Bittsteller ihren Leuten einen auskömmlichen Lohn und anständige Behandlung zu teil werden lassen, die ersten nicht über Keimten flagen brauchen.

Wegen Kaiserbeleidigung hatte sich vor der kaiserlichen Strafammer der Arbeiter Peter Niezajla aus Plesien zu verantworten. Die Verhandlung endete mit Verurteilung des Angeklagten zu sechs Monaten Gefängnis.

Wegen Kaiserbeleidigung wurde vor der briefer Gerichtsammer unter Ausschluß der Öffentlichkeit gegen den Arbeiter Johann Laumann aus Dresden verhandelt. Der Angeklagte wurde zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Ausland.

Frankreich. Die „wilden“ Völker scheinen nirgends mehr Lust zu verspüren, sich unter das Joch der Europäer zu beugen. Seitdem ihnen der internationale Unternehmer-Patriotismus Gewehre neuerer Systeme in die Hand gedrückt hat, ist es aus mit der Furcht vor dem weißen Mann. Und es ist gut so! Frankreich kommt ja mit seinen Kolonien nie richtig zur Ruhe; jetzt gibt es aber wieder in Marokko (Nordafrika), und das ist eine gefährliche Stelle. Dem Anlaß dazu hat die Forderung der Zuar-Dalen durch die Franzosen gegeben. In der Behandlung eines in Dienste eines französischen Konsulats in Fez beschuldigter gewesener nordamerikanischer Bürger und in der Gefangennahme von Mitgliedern einer französischen Expedition, die eine Bahnhöhle zum südlichen Alger nach dem Zuar selbigen sollte, müssen die ersten Anzeichen einer Bewegung erblickt werden, die sich zwar zunächst gegen Frankreich richtet, aber im Laufe der Entwicklung einen allgemein fremdenfeindlichen Charakter anzunehmen droht. Die Oberhäupter der Stämme des Südländes im Süden Marokkos behaupten ihre französischen Feindlichkeiten in dem an den Sultan gerichteten Verlangen, ihnen Geld und Waffen zum Kampfe gegen die Franzosen zur Verfügung zu stellen. Der Sultan ist diesem Verlangen zwar nicht nachgegeben, und dem Ausbruch offener Feindschaften ist bisher nichts bekannt geworden; trotzdem scheint man in Paris seine Beforgnis zu hegen. Denn der französische Konsulatsrat ist aus Fez zurückgezogen worden. Offenbar befürchtet man Meutereien im Falle eines marokkanischen Aufstandes oder Krieges.

Politisches und Gerichtliches.

Genosse Stücken von der Alts. Volksz. hat gestern eine Gefängnisstrafe von einem Monat angetreten. Ein weiterer Prozeß gegen ihn wird am 3. August verhandelt werden, weil er in einem Artikel gesagt hat, daß die vom Ministerium erlassene Bauordnung von Sachdum in seiner Weise getribe ist.

Genosse Korn, Redakteur der Schles. Hoff. Volksz. ist nach Verurteilung einer zweimonatigen Gefängnisstrafe in die königliche preussische Freiheit zurückgekehrt.

Genosse Dreyfus hat die Genosse Dr. Battisti vor als Redakteur des Trentiner Popolo beschuldigt, durch eine mehrfache Abwesenheit von Trent das Pressegesetz in betrüblicher Weise zu haben; der Staatsanwalt stellte sich auf den Standpunkt, daß der Wohnort des verantwortlichen Redakteurs eine Verurteilung des Dreyfus nicht einmündig verurteilen kann sei. Die Urtheilung wurde dem Gericht aber doch zu dünn, und Genosse Battisti wurde freigesprochen.

Parteinachrichten.

In die Redaktion der Straßburger Freien Presse ist Genosse Dr. Paul Vesich als verantwortlicher Redakteur eingetreten.

Genossen ist in Leipzig der Steinhilf Felix Nachsigal nach mehrjähriger Krankheit im 44. Lebensjahre. Er war namentlich unter dem Ausnahmegesetz eifrig für die Arbeiterthätigkeit; darob als Obmann der Steinhilfsorganisation wie als Mitbegründer der Thonberger Abteilung des Arbeitervereins Leipzig, wo er sich den Gab des reichhaltigen und in der Arbeiterbewegung sehr geschätzt wurde, war er emsig, seinen Beruf anzugehen. Er war ein Mann von großem Verstande. In: Brothem (Braunschweig) ist Gen. Georg Niehorn nach langem Leben gestorben. Auch er war ein verdienter Mann aus der Zeit des Ausnahmegesetzes.

Die schweizerische Sozialdemokratie hat ihren fünften Kongress in Olten abgehalten. 25 Delegierte waren erschienen. Glimmer Branting eröfnete die Verhandlungen mit einem Vortrag über den Stand der schweizerischen Arbeiterbewegung und die wichtigsten Ergebnisse innerhalb der Bewegung seit dem letzten Kongress (1897).

Die elbische Stadthalterfrage kommt immer noch nicht zur Ruhe. Der Reichstag der Stadtverordneten vom 17. Juli, die Stadthalter keine politischen Partei zu Veranlassungen zur Verfügung zu stellen, hat nur Del ins Feuer gelassen und den erwiderten Erfolg gehabt, das namentlich alle Parteien Front gegen die Stadtverordneten am morgenden Donnerstag wird nun in der Stadthalle eine vom Allgemeinen Bürgerverein einberufene öffentliche Versammlung stattfinden, in welcher über die Angelegenheit verhandelt werden soll. Alle Parteien haben Zutritt, und nach dem Berichte findet eine interessante Debatte statt. Die unter Verleumdung die zurecht weilt, meldet, ist von dem Stadthalterauschuss übergeben worden, seine Zustimmung zu der Veranlassung zu geben! Der Reichstag soll auch erst nach langer, langer Beratung zu stande kommen sein. Aber endlich hegte die Vermuthung bei den Herren resp. bei der Majorität, denn Del ins Feuer gelassen hätte es geübt, wäre auch diese Veranlassung, die doch von seiner politischen Partei ausgeht, abgelehnt worden.

Das dritte halle'sche Gewerkschafts-Fest.

Zum dritten Male wird Sonntag, den 12. August, in Döbbsau Bellevue ein allgemeines Gewerkschaftsfest für Halle abgehalten werden. Wie in anderen Städten, so soll auch für Halle das Gewerkschaftsfest zu einem allgemeinen Arbeiter- und Volksfest sich entwickeln. Wer einem der leibigen Gewerkschaftsfeste beigewohnt hat, weiß, mit welcher einmüthigen Hingabe die dortige Arbeiterthätigkeit daselbst feiert.

Jugendfest sollen ja die allgemeinen Gewerkschaftsfeste das Bewußtsein der enghen Zusammengehörigkeit und des treuen

Zusammenwollens unter den organisierten Arbeitern fördern; doch auch die noch indifferenter Arbeiter sollen zugelassen sein, damit sie ihren organisierten Berufsgenossen nachstreben lernen.

Es ist ein der hervorbesten Merkmale der modernen Arbeiterbewegung, daß sie nicht nur ihre eigene Tagespresse, ihre eigene Literatur, ihren eigenen Niederdruck hat geschaffen hat, sondern daß sie auch ihre besonderen Feste feiert, Feste, die nicht nur jeder Arbeiter auszuhalten — die allerdings von der Arbeiterthätigkeit aus grundtätig abgelehnt werden würde — sondern denen noch so viel wie möglich Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Das Arbeiterfest hat in seinem Emanzipationskampf nur auf einen Bundesgenossen zu rechnen: auf sich selbst. Das Arbeiterfest genügt sich auf selbst. Der einigste Arbeiterthätigkeit kann auf die Dauer keine Macht widerstehen. Die Arbeiterthätigkeit einig und geschlossen zu machen, alle der zielbewußten Bewegung noch fernstehende Glieder ihr einzureihen, ist deshalb auch die Hauptaufgabe bei allen Unternehmungen. Auch das Gewerkschaftsfest hat der Erreichung dieses Zweckes dienen. Um jeder Familie die Betheiligung zu ermöglichen ist der Eintrittspreis auf nur 15 Pf. festgesetzt. Rufen einen großen Gartenfest werden Betheiligungen der verschiedensten Art geboten.

Programme find im Vorverkauf an den bekannten Stellen zu entnehmen. Für den Betrieb innerhals und durch die Gewerkschaften find Programme durch die Vorstände oder Kassierer der Gewerkschaften beim Gewerkschafts-Büro, Nammschstraße 19, Hinterhaus 1, zu haben.

Aufgabe aller Gewerkschaften wird es sein, auf eine zahlreiche Betheiligung am Gewerkschaftsfest fortgesetzt hinzuwirken.

Der Streik bei Bertram.

Zeitungsmaaschinenfabrik. Vorherige ist durch einen Vergleich beigelegt worden. Man schreibt uns dazu: Herr Bertram hat einen großen Erfolg erzielt, indem er sich mit den Arbeitern auskommen konnte. Allerdings gab er schon am vierten und fünften Tage die Ruhe voll Leute; aber sie waren auch danach. Vier kam es nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität. Die Arbeitsschichten haufen wie die Mandanten und der Kaiser hat sich den all das Unrecht, nicht zu verstehen, nicht zu verstehen. In die Sache schiedlich sein Wägliches: schmeichelt er sich bei Herrn Bertram: "Wären Sie noch Dreher?" "Nein nein, Herr, halt ein mit Deinem Segen, genug des grünen Spiels", entgegnete Herr Bertram und damit war die Situation geklärt. Die Politik brachten die Arbeiterthätigkeiten nicht zu lassen. "Entfernen Sie sich aus dem Geschäftsfeld", oder: "Trenne ich Sie noch einmal hier, dann ist mein Wort". Die Polizei hat die Bahn frei gemacht, für das dafür geort, daß die Streikbrecher in der Bertramischen Fabrik die goldenen Eier legen konnten. Bei dem ersten Anzeichen eines Streikens sehr laut und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß Herr Bertram sich den Streikenden nähern mußte, trotz seiner Wichtigkeit im Industriellenverband. Weider find aber die Arbeiter, sobald ihnen geringe Konzessionen gemacht werden, fast zumütig genug, das Bertramische nicht mehr zu lassen. Herr Umhand führte dahin, daß sein erster Sieg erzwungen wurde. Die meisten der Arbeitsschichten hätten vielleicht die Bertramische Fabrik in einigen Wochen schwer geschädigt und Herr Bertram hätte mühen wohl oder übel ganz nachgeben. Als er aber seine Leute, die Streikmilitanten, wieder vor sich sah, wurde er müde und er wollte er bestial den neuen Weisheit zunächst gar keine Zugeständnisse machen. Nachträglich gab er aber dann der Streikmilitanten schwarz auf weiß, daß die alten Leute von dem als Weiter ausserordentlich gegen die Bertramische unabhängig sein sollen und sich nicht in die Sache einmischen sollen. Die Arbeiter sind wegen der Verhinderung und der Material- und Werkzeugausgabe sein soll. Hiermit erklärte sich die Streikkommission einverstanden. Bei der Einstellung der Streikenden die Kommission dann aber auch darauf ein, daß 2 Schloffer und ein Arbeiter, die Zugeständnisse gemacht wurden, die Arbeiterthätigkeit verlorbete noch zu. Auf die Einstellung einiger junger Leute, die in die Fremde gehen wollten, wurde Verzicht geleistet. Bezüglich der Entlassung der Streikbrecher hatte Herr Bertram in § 4 seiner schriftlichen Abmachung dann folgenden sonderbaren Zusatz gemacht: "Die Arbeiterthätigkeit (Streikbrecher) auf einmal, dann ich nicht wieder einstellen, da ich erst nach und nach die Leute (Streikbrecher) wieder entlassen muß. Vielleicht das erste Mal fünf, ein paar Tage darauf wieder fünf u. s. w."

Dann erklärte Herr Bertram, die Streikenden förmlich als vorzüglich bescheiden zu müssen, wenn sie sich nicht verpflichteten, in kurzer Zeit nicht wieder zusammen die Arbeit niederzulegen. Dieses Vergnügen gönnten die Streikenden Herrn Bertram, doch ließen sie sich auf eine schriftliche Verpflichtung nicht ein. Die vorstehenden Abmachungen wurden von den Streikenden nicht angenommen, die Arbeiterthätigkeit ausgeübt. Als die Kommission Herrn Bertram davon in Kenntnis gesetzt hatte, forderte er gleich am ersten Tage die Einstellung zwölf seiner alten Leute. Die Auswahl ist beliebig über die Streikenden. Natürlich mußte er seine Leute von Streikbrechern, Arbeitsmilitanten, während langer Zeit und so mühen dann die Arbeiterthätigkeit entgegenwärtigen Gesellschaft, die wieder einmal Gelegenheit gehabt haben, ihren Willen in den Händen zu fallen, zur Freude der Streikenden täglich den Mühen antreten. Vielleicht sind sie zunächst zum "Herrn Schmirer" und dann zum Vorstehenden des Industriellen-Bundes, Herr Niebel, gegangen, um den Lohn für geleistete Arbeit Dienste in Not und Gefahr entgegenzunehmen. Gut wäre es, sie konstituierten sich als Heros-Armee des Industriellen-Bundes. Gleich am ersten Tage der Einstellung der Streikenden von Herr Bertram wieder in den nächsten verhandelt, gefommen er verlangte mehr von seinen alten Leuten und so kam es dann, daß es einige Streikbrecher selbst vorzogen, die Hände anzuziehen und das Weite zu suchen. Gegenwärtig sind nach neun Arbeitsschichten bei Herrn Bertram thätig, da einige der Streikenden schon während des Streikens anderweitig Arbeit gefunden hatten. Auch die zwei Schloffer, die Herr Bertram nicht gleich wieder einstellen wollte, haben anderwärts gute und lohnende Arbeit gefunden. Vielleicht bebauert Herr Bertram jetzt seinen damals gemachten Fehler. Wir reumütig gehen auch der geschlossenen Vergleich nicht nach, sondern werden die Streikenden die Streikenden er nicht nach dem Gehalt des Herrn Niebel und seiner Kollegen im Industriellen-Bund sein.

Gerichtsaa.

Dreien-Strammer.

Wiltene Kraft. Wegen Betruges hatten sich der Bedienter Emil Spuhl aus Auenwalde bei Berlin und der Buchhalter Reinhold Gagen von der Deutschen Grube in Bitterfeld zu verantworten. Sie wurden beschuldigt, in der Zeit vom März 1898 bis zum März 1900 die Grube um 120000 Mark, die den preussischen Eisenbahnen von 120000 Mark betragen zu haben, indem sie Kohlenleistungen von 45000 Kilogramm auf dem Stadtbetriebe nur mit 10000 Kilogramm deklarieren, so daß weniger bezahlt zu werden. Im ganzen hatte der Angeklagte Spuhl in dem Betrage von 120000 Mark zu zahlen, er zahlte aber nur 16500 Mark, wodurch der Betrag ein Schaden von 42000 Mark ausgeht wurde. Diesen Betrag hat der Angeklagte Spuhl nachträglich gebedt und damit anerkannt, daß er so viel zu wenig bezahlt hat. Auf den Faktoren, wonach Spuhl an

die Grube bezahlen mußte, waren die Abrechnungen richtig angegeben, und so war es leicht, nach der Verlaufsrechnung die Faktoren die Arbeiter festzustellen. Die Wohnverhaltung war durch zufällige Kontrollen dahinter gekommen. Spuhl will aber vorerst von den Abrechnungen absehen, weil er die Faktoren nicht schriftlich der Fakturierte keine Beachtung geachtet haben. Für ihn seien die Faktoren, die er aber erst im ersten 1 Monat nach der Abrechnung ausgestellt bekommen, die Hauptbelege gewesen. Er habe nicht gleich vom Bahnhofs aus über seine eigenen Abrechnungen mit dem Grubenbesitzer abgerechnet, weil er Angeklagte sagen ist genehmigt und meint, er habe den Angeklagten zu der Willigen Frucht versehen, um ihm einen Gefallen zu thun. Der Zeuge und Sachverständige Eisenbahnen-Kontrollenrat Henze hat die Faktoren, des Angeklagten Spuhl, sowie die Einrechnungen der Abrechnungen auf der Grube und der Bahn geprüft und dadurch die Höhe der Betragsverlust festgestellt. Des Angeklagten Spuhl Vorrede befindet, daß sich Spuhl um die äußeren Arbeiten nicht gekümmert habe. Der Staatsanwalt nimmt an, daß beide Angeklagte gemeinsame Sache gemacht haben. Gagen ist noch genehmigt, aber er wolle, wie es scheint, unter dem Einflusse des Angeklagten Spuhl nicht so recht mit der Sprache heraus. Weßhalb Gagen das gethan, das ist nicht genau aufgeklärt. In der Unterurteilung habe er gelast, er habe dem Spuhl durch die falsche Angabe etwas auf die Weine heften wollen, da dessen Gehalt 3 Monats für Gagen sein soll, nicht weniger haben will, so hätte er aber nachträglich das mitgetraut werden müssen. Er hat aber den Betrag immer eingetriben. Beide Angeklagte sind ziemlich raffiniert zu Werke gegangen und deshalb ist eine Gehaltsstrafe von 6 Monaten und 2 Jahre Gefängnis zu erwarten. Die Strafberechtigungen während für milde Strafen und motivieren die Strafmaßigkeit und mangelhafte Kontrolle der Bahnverwaltung, welche die Angeklagten in Verbindung gerührt habe.

Der Gerichtshof nahm an, daß beide Angeklagte übereingekommen sind, den Staat zu betrügen. Auch Spuhl habe miffentlich gehandelt und darauf gerichtet, daß für ihn ein Vorteil herausbringen werde. Dagegen ist anzunehmen, das Gagen mehr als Gutmütigkeit, als in böser Absicht gehandelt habe. Er habe Interesse daran, das Vermögen Spuhls zu vergrößern; als er einen Partei, gehabt hat, das ist nicht aufgeklärt. Der Gerichtshof habe beide als Mithäter angesehen, aber über der Verhängung einer Freiheitsstrafe Abstand genommen. Gegen Spuhl wurde auf eine Geldstrafe von 3000 Mk. ev. 200 Tage Gefängnis und gegen Gagen auf eine solche von 1000 Mk. ev. 67 Tage Gefängnis erkannt.

Versammlungsberichte.

1. Sächsisch. Die am 14. d. M. stattgehabene Versammlung der Sächsischen Arbeitervereine wurde von 1000 Mitgliedern zur Besprechung über die Verhinderung der Thüringischen Staaten, der Abrechnung vom 2. Quartal und wichtigen Verhandlungsangelegenheiten.

Bevor der Besprechungsbeginn wurde bekannt gegeben, daß es einen Partei, gehabt hat, das ist nicht aufgeklärt. Der Gerichtshof habe beide als Mithäter angesehen, aber über der Verhängung einer Freiheitsstrafe Abstand genommen. Gegen Spuhl wurde auf eine Geldstrafe von 3000 Mk. ev. 200 Tage Gefängnis und gegen Gagen auf eine solche von 1000 Mk. ev. 67 Tage Gefängnis erkannt.

1. Bericht des Bezirksleiters.
2. Wie agitieren wir in Zukunft am erfolgreichsten unter Berücksichtigung der Hausgenossen. Referent: Kollege S. d. d. d.
3. Das Arbeitervergehen unter-Verhältnisse auf die Rechte und Pflichten der Gesellen, Ausfühler und deren Bedeutung. Referent: Zentral-Vorl. Kollege V. a. g. a. m. b. u. r.
4. Stellungnahme gegenüber dem Verband thüringischer Schuhbrenner.
5. Situationsbericht über die Lage der Kollegen an einzelnen Orten.
6. Renewal des Bezirksleiters.

Die Regelung der Untoten der Bundeskonferenz. Als Delegierte wurden zwei Kollegen gewählt. Die Abrechnung vom 2. Quartal ergab eine Einnahme von 450.78 Mk., die Ausgabe betrug 116.22 Mk., an die Hauptkasse wurden gelangt 300 Mk., an die gehalten 43.56 Mk. Auf der Sprache gebracht Verhinderung der Angelegenheit des Schmeichlers, die Verhinderung der Arbeiterthätigkeiten, die ausfühler überwiegen. Zum Schluss wurde noch empfohlen, die hier am Orte zirkulierenden Listen für den liberale Schmeichler im Vollblatt zu quittieren. Im Namen der Dreierverwaltung sprach der Vorsitzende allen Schmeichler seinen Dank aus, welche auf die Zusammenkünfte für die ausfühleren liberale Schmeichler im Schmeichler sein betrogen, das die beiden nach achtwöchentlichen Kampfe zum Siege gelangten. Es gingen ein: auf Seite Dr. 373 5.70, 374 — 50, 375 3.90, 376 3.25, 377 1.75, 378 3.90, 379 1.75, 380 4.20, 381 4.30, 382 5.10, 383 4.10, 384 1.90, 385 3.25, 386 — 30. Mk. Summa 49.10 Mk. H. Sch.

Aktion, Mauer!

Auf dem Bau der Firma Steinbau (Geldschützer Gasse) Mauerarbeiten werden die Kollegen gemunter, Anfordern zu übernehmen, oder die beiden bekommen sofort freierabend. Drei Kollegen, welche sich weigerten, haben im Laufe voriger und diese Woche freierabend bekommen. Jedes Mal, welche Arbeiter seinen Dank aus, welche auf die Zusammenkünfte für die ausfühleren liberale Schmeichler im Schmeichler sein betrogen, das die beiden nach achtwöchentlichen Kampfe zum Siege gelangten. Es gingen ein: auf Seite Dr. 373 5.70, 374 — 50, 375 3.90, 376 3.25, 377 1.75, 378 3.90, 379 1.75, 380 4.20, 381 4.30, 382 5.10, 383 4.10, 384 1.90, 385 3.25, 386 — 30. Mk. Summa 49.10 Mk. H. Sch.

Herrnmeister.

Eine neue Aufsicht des Japetischen Luftschiffes. Graf Japetun ladet die Fahrtenunterstützer für Ende Juli zu einer neuen Aufsicht seines verbesserten Luftschiffes ein. Die Aufsicht wird diesmal zur Erprobung bei wäudern Wetter erfolgen. Bei einem Bestmahl, das Graf Japetun dieser Tage den Arbeitern gab, die bei dem Baue des Schiffes beizutragen gewesen waren, erklärte er, er hoffe, bis zum Herbst der Welt die Lösung des Luftschiff-Problems bieten zu können.

Eine Königin als praktischer Arzt. Nach Mitteilung einer australischen Zeitung hat die Königin Maria Amelia von Portugal ihre medizinischen Studien beendet und wird nun nach ihr Diplom als praktischer Arzt erwerben, außerdem wird die angehende Ärztin während des Besuchs ihres Gemahls auf der vorläufigen Veranlassung im Monat August nach die Angelegenheiten ihres Landes zu betrogen haben. Sie wird das nicht wieder betrogen als

Da auf der vorläufigen Veranlassung jetzt erst 14 Millionen Taktens (Einlagarten) verkauft sind, mühten von nun ab bis zum Schluss der Veranlassung, an 5. November täglich 400 000 Einlagarten benutzt werden. Dies ist aber nicht möglich, wenn an Sonntag und Montag keine Einlagarten geübt. Es werden deshalb bis 25 Millionen der ausgegebenen 65 Millionen Taktens unbenutzt bleiben, ihr Preis wird jetzt inaktuell abwärts gehen.

Der Radeschnepper im Richte der Bibel. Wie die Gelehrten über die Radeschnepper die Radeschnepper denken, ergibt sich aus folgenden Versen: 1. Kor. 12. 20: "Die Radeschnepper ist, ich will vergelten." 3. Kor. 10. 18: "Du sollst nicht nachrichten sein." 2. Kor. 20. 22: "Sprich nicht, ich will Böses mit Bösem vergelten." 1. Tim. 12. 19: "Nicht ich will Böses mit Bösem vergelten, sondern gebet Raum dem Herrn, dem Gott." 1. Pet. 3. 12: "Gebet zu, daß niemand Böses mit Bösem vergelten, sondern alleszeit gegen den Guten nach; jedes untereinander und gegen jedermann." 1. Petr. 3. 9: "Vergeltet nicht Böses mit Bösem und Gutes mit Guteswort." H. Sch.

Der Dreischgraf Pöckler

macht wieder einmal von sich reden. Er hat in Berlin kürzlich, wie wir bereits berichteten, eine Verlesung abgehalten und dabei mit jenen phantastischen Reden, die sich genauen, die den Reich eines oberirdischen Volksrechts hinsichtlich der Straftatbestände erregten könnten. Aber Herr Pöckler ist ja ein Graf und derjenige würde schließlich antworten, der ihm an Gesicht und in seinen Reden über den Verfall der Nation den ebenbürtigen Adel abspredhen würde. Der Herr Graf verließ sich so gerne ins dunkle Mittelalter hinein, wo noch das uralte Kaufrecht galt und man nicht erst nach Recht und Gesetz fragen mußte, sondern die Gewalt der Fäuste und der Waffen entscheiden ließ.

Natürlich richtete sich die Wut des Amtsvorstehers a. D. wiederum gegen die Juden. Außer den bereits mitgeteilten seien noch folgende Kränklichkeiten hervorgehoben:

Die jüdische Unverschämtheit geht über alle Beschreibung. (Erneuter Beifall.) Wir werden über alle Kränklichkeiten mit Emsigkeit und Stetigkeit und die Judenpresse nennt uns Vorer und Maulhelden. Ja wohl! Für ihre Frechheiten verdient die Judenpresse, daß wir sie in die Hölle senden, daß die Knochen im Leibe krachen und sie endlich ihr Maul hält und aufhört, mit ihrem Geistesarm die Welt anzuführen. (Beifall.) Das Voren ist das einzige, was wir von den Chinesen lernen können und das müssen wir den Juden gegenüber anwenden. Das ist Journal hat sich infolge meiner letzten Rede auch mit meiner Verlesung beschäftigt und mich einen Heide-Nachbar Graf genannt. Ich acceptiere den Titel; denn ich will Madam machen, daß der Widder erwaht und es hört, wie frech sich die Judenbände benimmt. Ich wünschte, es gäbe mehr solche Nachbarn, dann würde den Juden angst und Bange. Auch könnte ich zu Hause sitzen und umgeben meinen Vater besorgen; ich halte es aber nicht aus, denn ich kann nicht ersehen, daß meine deutschen Stammesgenossen von den Juden zu Tode gefoltert werden. Trotzdem ist unter Anwesenheit in den Judenbänden. Weg damit mit der jüdischen Kumantät der abernen Beschäftigten! Ein Reich über uns wir mit dem jüdischen Unverschämtheit haben. Mittel sollen wir nur mit uns selbst haben, sonst bleiben wir auf der Strecke. Gott hat das deutsche Vaterland uns gegeben, nicht der ekelhaften, dreifachen Juden-Gesellschaft. (Stürmischer Beifall.) Unter Enak steht nicht mehr unter jüdischen deutscher Kränze. Wir leben unter jüdischen Verfall und in der Verhältnisse und stehen unter dem Drucke des jüdischen Großkapitals.

In dieser Tonart geht es weiter, denn der Herr Graf weiß nur zu genau, daß ihm nicht so leicht etwas passiert. Er trogt den Staatsanwälten und brüsst sich damit, daß man ihn nicht gefügt hat:

Jeder, der sich gegen die Juden hervorwagt, setzt sich der Verfolgung aus. Zweimal schon habe ich vor Gericht gestanden und zweimal bin ich freigesprochen. So gar das Disziplinverfahren ist gegen mich im Gange. Wenn man aber Kondate wegen ihrer politischen Überzeugung maßregeln und Regierungspräsidenten zur Disposition stellt, so ist es mir ganz schuppe, ob ich mit oder ohne Amtsvorstehers auf die Judenbände losdrücke. Es wird weiter abgelesen, (stürmischer Beifall) so lange, bis die Juden unverschämtheit vernichtet und zerstückt am Boden liegen. Ein Glend ist es, daß in den Reihen der Juden so viel Deutsche mitkämpfen. (Rufe: Leibel!) Eine Schmach ist es, daß mit der Judenbände so viele mitlaufen. Das ist das jüdische Verfall der ganzen Sache. (Beifall.) Wenn wir sozial und politisch erachten wollen, dann müssen wir vor allem eine andere Vertretung in den Parlamenten haben. Dort haben sich die alten Parteien völlig überlebt und haben alles Verständnis für die Not des deutschen Volkes verloren.

Dann geht auch der Dreischgraf zu einer Schilderung der Parteien über, die er einzig und allein nach ihrer Stellung zum Judentum bemittelt. Daß die Sozialdemokratie dabei nicht gut wegkommt, ist selbstverständlich, da er schon in einer Rede in Leipzig das Losfalschgesetz für uns genau so empfahl wie für die Juden:

Unter den Konfessionen befinden sich viele alte Edel-Leute, die sehr weisere und ehrenhafte Männer sind, aber den Fehler begehen, zu sehr die jüdische Regierung zu unterstützen. Mitter ohne Furcht und Zedel dürfen nicht so sehr ihren Muten heugen, sondern müßten sich als Männer von Mut und Charakter erweisen. Erst wenn sich die konfessionelle Partei auch für den Mittelstand mehr erwärmt, wird sie das Vertrauen im Volke zurückgewinnen. Die Nationalliberalen sind leider nur liberal, und zu wenig national. National und Judenfreund sein zu wollen, vermag ich nicht. Das Zentrum treibt auch nicht die richtige Politik, wenn es den Kopf und die katholische Kirche vorantreibt. Das Zentrum muß antinational, national und patriotisch sein, oder es wird nicht sein. Die Freiwillichen sind die rechte Judentumskräfte. Als und Hölzen ist an ihnen verloren. Schade nur, daß sich darunter so viel Deutsche befinden. Diese sind schlimmer als die Juden. (Großer Beifall.) Von der übrigen Gesellschaft, die sich im Reichstage noch herumtreibt, ist nicht viel zu sagen. (Große Beifall.) Das sind Reichsstände. Die kaiserlichen Kreise sind aber die Sozialdemokraten. (Beifall.) Ich ist bei dem, daß ich im Reichstage eine Partei breit machen kann, die den Unsturz und die Anarchie auf ihre Fahne geschrieben hat. Das ist trauglich und darum ist das schlaueste Veranschaulichen dieser Partei auf den Reiben des Parla-

mentes absolute Notwendigkeit. Wir brauchen eine große Mittelpartei, die vernünftige Sozial- und Politik betreibt. Die Antifemiten sind noch die einzigen im Reichstage, welche eine jüdische (!) und nationale Politik vertreten. Wir sind die Avantgarde für Freiheit (des Losfalschens, Red.), Deutschtum und Ehrlichkeit und empfinden den Verfall des deutschen Volkes. Uns treibt die Liebe zu unseren Vaterlande zum Kampfe gegen das Judentum. (Beifall.) Nicht aus Reich thun wir das.

In Leipzig wollte Pöckler einen Sozialdemokraten mit dem anderen los schlagen; wie man sieht, ist er inzwischen weiter gegangen und beginnt das Hinausschmeißen aus dem Parlament. Schade, daß der Graf nicht dem Reichstage angehört. Er würde gewiß seinen Gesinnungsgenossen Wohlwärt, der früher für andere Zwecke im Reichstage forste, abzulösen im Stande sein.

Wirdig seiner vorhergehenden Ausführungen schloß der Graf, indem er zum Kampf gegen das Judentum und — die Sozialdemokratie aufforderte:

Wenn die Juden verständliche Leute wären, würden wir ihnen ihr Geld von Herzen gönnen. Aber die Lumpen, Schwelber, Salunken und Gauner treiben mit ihrer Geldmacht den größten Unsturz. Darum erfüllt uns nicht Göt und Reich, sondern heiliger Zorn. (Beifall.) Den Sturm der Begeisterung wollen wir ermeden und dem hinterlistigen Judenpaß zu Leibe gehen. Auch der Handwerkerstand ist durch das Judentum und das Großkapital vernichtet. Der Handwerker ist zum Arbeiter für die Kapitalisten herabgesunken, er ist zu einem Leibe und anständig, um mit dem Juden zu konkurrieren, und will lieber als braver Mann sterben, denn als Lump leben.

Der Uebertritt über unsere sozialen Verhältnisse ist demnach ein sehr düsterer. Wir leben vor einer entsetzlichen Katastrophe, wenn wir den inneren Wirren auch noch ein außerer Krieg läme. Dann ließe es wohl; Anis Germania! Ich habe Angst vor dem dunklen Schicksal des deutschen Volkes. Lassen wir uns darum auf, vielleicht ist uns noch eine kurze Wohlfrucht gegönnt. Aber wir zu Gott, daß er uns hindurchführen möge durch das dunkle Schicksal. Wir müssen den Kampf aufnehmen mit aller Energie gegen das internationale Judentum und die damit verbundene Sozialdemokratie. Weisung wir diese, dann blüht uns eine herrliche Zeit, drum trich auf in den Kampf. Schmeißen möge durch das dunkle Schicksal ein fremdes hinterlistiges Volk werden. Applizieren wir den Juden kräftige Burenhiebe. (Beifall.) Einmal müssen die Juden, jüdisch es nicht besser. Die Verammlung fand hat am 13. Juli, an welchem Tage das Thermometer 28° R anwies.

Ein Telegramm vom Dienstag meldet, daß der Staatsanwalt Klage gegen Pöckler und die Staats-Berichter haben wegen Verlesung. Dem Anklage noch hängt die Klage mit der vorstehenden zum Teil weitergegebenen Rede Pöcklers, die in der Staatsbürger-Zeitung veröffentlicht worden ist, zusammen.

Der verstockte Nazi.

Eine Geschichte aus der guten, alten Zeit.

Zusammen vor 88 Jahren ist gewesen, da hat's in der Fruah auf dem Kaiserhof vor dem Schwelcheß*) einen Wortschweidelnarm auf dem Trumm gemacht.

Wie der Nazi aus Dadau, der sich noch amal im Bett hat umgehen müssen, ist nuntergewandelt, hat die Schwelcheß schon alle sein aufmerksamig gesehen in Korporalschichten und die Bischof von dem alten Dedelhuber, was is der Korporal gewesen vom Nazi, hat glacht wie ein offener Maßkrug.

„Neut!“ hat er gefagt, „meck's auf. Dös nurntuhige, faule Votterleben is' End. Der Herr Kaiser Napolium geht noch Aufstand und wird die Waleisimostowiter satrich beim Dhrwahl nehmen. Ihr geht's doch alle mit, gelt?“

Die Schwelcheß hab'n aber gar nit' g'lagt, sondern der eine hat seine Stiefelspitzen und der andere den bläulichen Himmel und der dritte den Spag auf dem Schowhien ang'schaut. Der Nazi hat ein Gesicht geschnitten, als hätt' er ein Hausweh bekommen. Der Dedelhuber hat sich aber gestellt, als meck' er nichts und hat kräftig weiter geredet: „Müß' wissen, is ein feiner, gerechter Krug, den der Herr Napolium macht. Sind eine jämmerliche Bagoisch, die Mostowiter. Taglicht freisens und Stiefelweid's schleckens am Alltag und ein' Del trinken's an den festig' und kleine Kinderln piepsens und freisens und dabei habens net amal den rechten Glauben. Is das net gemein? Aber der Napolium wird's Mores lehren und ordentliche, honette Leute draus machen. Na, Weiter, wo geht mit?“

Die Schwelcheß isen aber alle still geblieben wie Schneeden in ihren Säusen. Bloß der Nazi hat wieder seine Birtische bezogen und allerschand zwischen den Näpeln geredet, was seine Schmeideli geveit ist für den Napolium und auch keine für den Dedelhuber.

Das hat der g'merkt und eine stille Wut bekommen. Der Nazi hat dortreten müssen. „Nazi hinterwärt aus Dadau,“ hat der Herr Korporal gefagt, „Bauernrammel g'scheeter.“

*) Schwelcheß, Chevauxlegers, leichte Reiter, eine Kavallerieergattung im Königreich Bayern im 1800.

Was redi? Welt, hast net Scham und Schand' im Leib. Der große Kaiser Napolium sieht in den Krieg und Du magst net freiwillig mitgeh'n?“ Der Nazi hat aber ganz verstockt geantwortet, er bleibt lieber freiwillig daheim.

Da hat der Dedelhuber ganz sanftmütig angefangen, dem Nazi zu erklären, was es alles zu schauen gib im Mostowiterreich. Brummbarren und schöne Städte und reizende Gewässer. Hat der Nazi trotzig gefagt, die Brummbarren seh' er lieber aus'flupf, und Dadau hat ihm lieber, als all' die großen Steinhaufen zusammen und das Wasser hätt' seine Balken und sein Hof'n waren feine Feiertag'n.

Dann hat der Herr Korporal gar schön und bemitleidig von Kriegsrath und der Soldatischen Ehre auf den Nazi eingeredet. Jeder Soldat trüg den Marschallstab im Tornier. Hat der Nazi bloß frech gefagt, eine Weisheit in der Hand wär ihm lieber als drei Marschallstäb' im Tornier.

Hier hat den Herrn Korporal die Geduld verlassen und er hat dem Nazi bloß noch einen Wink gegeben, aber nicht mit dem kleinen Finger von der linken Hand, sondern mit der großen Zehe vom rechten Fuß, daß der Nazi seine Bistur mit überalender Geschwindigkeit verändert hat. Nach drei Minuten ist der Nazi vom Hofsch und zwei wohlproportionierten Bütteln in die Vorkassamer neben dem Reichthall geführt worden. Da habens's im weiter überredet. Die Unterhaltung is aber so geräuschvoll g'weh, daß man sie bis auf die Wanderschaft hat hören können. Bis zum späten Mittag habens's mit dem verbotenen Nazi verhandelt, dann is sein Patriotismus plötzlich mit stürmischer Gewalt wieder erwacht und er hat den Kaiser Napolium und den Herrn Korporal und den seinen gerechten Krieg und alles, was man sonst hat haben wollen, hoch leben lassen, daß es eine wahre Freud' gewesen is.

Wie ein Naphitap hat der Herr Rittermeister geschimpft und gewettert, als er am Abend in die Vorkassamer kommen is. „Zwei serrenisse Zeitgeheilern“, hat er geschrien, und ein zerwöchner Peitschenrod und der Redelhuber liegen laut da und wo kommen die zwei ledigen Stiefelchick' her? Symmelberggatsakra, is dös a Kr, mit'm schner bezaghten Eigentum von der Krone umzugeh'n. Na, Ihr soll's abwarten.“ Nachher hat er aber mir mehr gefagt.

Wie am Nachmittag der Dedelhuber die Korporalschaft wieder hat zusammengetreten lassen und gefagt hat, wer freiwillig mitgehen wollt' mit dem großen Kaiser Napolium nach Russland, da sind ihm bald die Freudenthären in den Augen gestanden. So laut habens' alle gejubelt und sich gefreut und die Arme ausgebreitet und geschrien: Ich! Ich! Ich!

Und der Dedelhuber hat eine wunderliche Rede gehalten und gefagt, er hält auch nichts anderes erwartet vom gebornen patriotischen Sinn des Volkes und sie sollen allermil ihrem Vaterland io große Ehre machen wie heut'! Und dann habens' wieder geklarrt und Hurra und noch amal Hurra! geschrien. Und abends hat's freier geben.

An acht Tagen sind's abgereift, die freiwilligen Schwelcheß. Das ganze Land hat sich aber g'reut, vom Amt runter bis zum jüngsten Gönshirt.

Der Nazi hat aber erst beim dritten Truppenabschub mitkommen können. Keiner hat sich mehr g'reut als der Feldscher, denn, hat er gefagt: „So viel Müß' von der dalfeste Dadauer Vack hat mir noch kein trummer Patient gemacht. Ganz neu zusammenfassen hab' ich's müssen, das wünschste Waleisgerippe.“ (Wink, Pöck)

Aus dem Gesundeleben.

Unserm goather Parteiorgan wird folgender Brief eines als Magd vermieteten Mädchens zur Verfügung gestellt:

Großenbehringen, Sonntag abend.

Lieber Vetter!

Deinen Brief habe ich erhalten, aber ich konnte nicht ehr schreiben, denn wir hatten 3 Woden Quinuaration, da gab es lehr viel zu thun. Wie gerne wäre ich gleich fort, aber Sie lassen mich nicht. Er und Sie haben mich beide schon öfters wieder geschlagen. Einmal war ich am andern Tag krank, daß ich gar nichts machen konnte. Am 1. Oktober will ich kündigen, dann komme ich erst den 1. November, wenn Sie mich dann immer noch nicht fort lassen, und noch so schlagen, lebt ich eines Tages nicht mehr. — Sie weiß es, daß ich kündigen will Sie spricht ich soll doch noch zu Wehnaderen da bleiben und erst Neujahr fort. Wenn ich am 1. November komme kann ich denn dann in die Stelle, oder ist zu spät. Ich wollte ich könnte gleich fort und zu Euch kommen. Wie ein Stück Viech behandeln Sie mich und das alles weil ich keine Eltern mehr habe. Wie Sie mich wieder so sehr geschlagen hatten, wollte ich gleich fort, aber Sie sagten wenn ich fort ginge wollten Sie mich mit der Polizei wieder holen lassen. Hier aus Großenbehringen und der Umgegend bekommt Sie nämlich niemanden und allein mag Sie die Arbeit nicht machen, drum läßt sie mich nicht fort. Ich habe io viel Arbeit, daß ich es manchmal gar nicht bringe das ganze Coos und das Kind auch noch. Ich hatte auch schon Neumatusmus aber es war doch nicht io schlimm, daß ich das Bett hätte hüten müssen. Wenn es io weiter geht bleib ich den Winter nicht gehend. Alle Woche muß ich wachen und daß ist zu viel. Sie bekommt nämlich auch eine Weidfrau mehr. Ich wenn ich doch schon fort wäre ich halt es io nicht mehr lange aus. Deine beiden Briefe haben mich getroffen, nun weiß ich doch, daß es wieder mal anders wird. Wir ist die ganze Welt, wieder in eine andere Stelle zu gehn ganz verlangen, wenn es nicht io sein müßte

Räumungs-Ausverkauf

zu sehr billigen Preisen wird weiter fortgesetzt.

Brummer & Benjamin, Gr. Ulrichstrasse 23.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 26. Juli

Nr. 30

„Lise.“

Eine Geschichte von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

Hubermann lebte leichtsinnig in den Tag hinein. Trinken, spielen — liebeln . . .

Ja, was konnte ihm auch Genzi noch sein? Daß sie ihm ehelich angetraut war? Bah, die Ehe! Und dann gab es ja doch noch ganz andere Weiber, als die Genzi. Er war ein hübscher, begehrenswerter Kerl — da konnte er sich schon ein fettes, drallgesundes Mädel zur „Poussage“ aussuchen. Aber Gatte und Familienvater? Je nun — beides hängt man an den Nagel. Als ob sie es nicht alle so machen, die anderen — Genußsüchtigen! Als ob diese Sorte Weiber nach dem Kaufschein — oder Ehekontrakt mit einer andern fragen! Wenn's nur was trägt — die Moral bleibt Moral. Sela!

Hubermann hatte also sein „Verhältnis“. Schon lange. Ein richtiger Wirtshaus-„Pudel“. Aber was macht's? Er wollte ja sein Weib ärgern — totärgern. Vielleicht gelang's es, wenn er sein „Verhältnis“ öfters mitbrächte? Und Genzi mußte es dulden. Ach, noch viel mehr!

Eines Tages schaffte Hubermann die liederliche Weibsperson ins Haus — ihre Niederkunft zu erwarten. Und der Treulose, Ehrvergeßene? Er zwang sein Weib zu Hebammen-Diensten . . .

Gott! Diese entehrende Schmach — wie sie das sanfte Blut empört, wie sie jede Scham, jed' heiliges Weibes- und Muttergefühl ertötet! Was Genzi bisher noch lose band an den herzlosen Menschen:

Das sklavische Abhängigkeitsbewußtsein, das eheliche Pflichtgefühl — alles letzte nach Befreiung von diesem Joch, nach menschenwürdiger Freiheit.

Wie oft war sie in einer Stallecke niedergekniet und hatte tief im Herzen um Erlösung und Kraft gebeten? Ja, Kraft! Die war notwendig. Genzi gedachte in der ersten Empörung alles im Stich zu lassen — auf und davon zu gehen. Aber wohin? Als Bettlerin wollte sie die Schwelle des Vaterhauses doch nicht wieder betreten. Und wenn auch — konnte Hubermann sie nicht zwingen, zurückzukehren? Wohl war das Rechtsbewußtsein auf ihrer Seite. Aber Recht und Rechtsprechung sind ja zwei so ganz verschiedene Dinge — und das Gesetz neigt sich stets zum Stärkeren . . .

Am besten wäre, ganz fort, in ein anderes Land.

Ja, hatte Genzi drüben in Amerika nicht weitläufige Verwandte? In dem gelobten „Land der Freiheit“ wäre so gut wohnen. Aber wie hinkommen? Wenn sie nur Geld hätte zur Ueberfahrt; das andere würde sich schon von selbst geben. Aber daran lag's — sie war vollständig mittellos. Ersparnis war lange kein's vorhanden. Hubermann warf ihr nur das allernotwendigste Wirtschaftsgeld mark- und pfennigweise vor die Füße. Alles andere nahm er für sich selbst — und für die andere . . . Lange konnte das unmöglich so fortgehen.

Hubermann hatte in den letzten Tagen sein Wesen merklich geändert. Er redete Genzi öfters an, sogar freundlich, mit auffälliger Wärme. Ja, er besprach mit ihr häusliche Sorgen. Das Geschäft ging schlecht; der regnerische Sommer hätte Tausende von Touristen von München fern gehalten, da wäre der Verdienst sehr schmal gewesen, und der Herbst, selbst, wenn er auch noch so schön, würde den Entgang schwerlich eibringen. Es müsse also ein Pferd verkauft werden, um die Ausgaben zu verringern und einen Notgroschen flüssig zu halten. Die Verkaufssumme wolle er ihr gern in Verwahrung geben . . .

Da blühte ein Hoffnungsstrahl auf in der Brust des armen Weibes. Amerika! Jetzt, wenn sie das Geld an sich nähme, könne sie ja ihren Plan vollführen! Wohl regte sich noch einmal all ihr Ehrlichkeits- und Pflichtgefühl. Aber, wenn sie der

Schmach und Sklaverei gedachte, deren sie verfallen war, dann saßte sie der Haß und die Sehnsucht nach Freiheit. Sie stand ja allein. Das Kind? Ach, sie hatte es längst verschmerzen gelernt! Warum also zögern? Jetzt — oder nie!

Da war noch so eine Unglückliche, ein armes Maurerweib. Die beiden hatten sich all' ihr Elend oft geklagt. Nun sollte diese Leidensgenossin mit ihr gehen; sie und sich wollte Genzi freimachen. —

Wenige Tage darauf führte ein Käufer den erstandenen Gaul — nicht die Lise, denn das hatte Genzi sich ausbeeten — aus dem Stalle, und Hubermann übergab Genzi den Betrag von 350 M. zur Aufbewahrung.

Mit 50 M., die er zurückbehalten, wollte er sich, wie er grinsend meinte, heute einmal einen „guten Tag“ machen. Kurz darauf ließ er die „Lise“ anspannen und fuhr frohgelaut davon . . .

Nun rasch die liebsten Habseligkeiten gepackt — der Bube war in der Schule — und dann unbemerkt durch enge Seitengassen fort! —

Alles Geld mitzunehmen hatte Genzi doch nicht übers Herz gebracht, aus Mitleid für Hubermann — und vor Scham, daß sie sich so aus der Heimat hinausstellen mußte . . .

Mit 200 Mark, das hatte sie schon vorher von einem Agenten erkundigt, konnte sie die Billete nach Hamburg und zur Ueberfahrt nach New-York, nebst dem Notwendigsten zum Unterhalte, bestreiten — und einige Stunden später trug der Frankfurter Zug die beiden Flüchtlinge über das Weichbild von München hinaus in die herbstabendlich dämmernde, unbekannte Ferne . . .

III.

„Ja, wissen Sie's schon?“

Mit diesen Worten riß andern Morgens in der Frühe die Eigentümerin des Vorder- und Hinterhauses, eine alte asthmatische Majorin, an jeder Schelle.

„Gestern ist die Hubermann durchgebrannt.“

„Alle Damen sperrten ungläubig die Augen auf —“

„Sie scherzen, Frau Majorin!“

„Durchaus nicht, Frau Oberzollamtsverwalter! Hubermann war vor einer Viertelstunde bei mir oben und teilte mir es schreckensbleich mit . . .“

„Das hab' ich,“ ließ sich die Frau Rätin pffrig vernehmen, „dieser scheinheiligen Person immer zugetraut. Die ist unzweifelhaft mit einem heimlichen Liebhaber durchgegangen.“

„Kann leicht möglich sein,“ versetzte die Majorin. „Denn Hubermann klagt mir, daß sie das ganze Geld für das verkaufte Pferd hat mitgehen lassen . . .“

„Sehen Sie, Frau Majorin, da haben wir's schon!“

„Nun,“ fuhr die Majorin fort, „klagt Hubermann gottesjämmerlich, daß er nicht im stande sei, die Miete zu zahlen — kein Pfennig im Hause.“

„Ach der Arme,“ seufzte die Frau Oberzollamtsverwalter.

„Na, liebe Frau,“ meinte ihr Gatte, welcher sich inzwischen in den Schlafrock geworfen hatte und von dem lauten Getratsche auf dem Hausflur herbeigeloct worden war. „Den Hubermann braucht kein's zu bemitleiden. Soll's mit der Treue nicht gar so genau genommen haben. Das Weib war schlimm genug daran.“

„Aber Herr Oberzollamtsverwalter,“ wendete nun der Herr Rat mit erhobenem Zeigefinger lächelnd ein, „man könnte beinahe meinen“ —

Hier stieß ihn die Frau Rat mit dem Ellenbogen sanft in die Seite und piepste in verschämter sittlicher Entrüstung:

„Die Person war aber auch gar zu nachlässig. Und dann ging sie immer umher, als wenn sie was gestohlen hätte. Das kann dem besten Manne schließlich das Haus verleiden. Uebrigens —“

„Eine fatale Geschichte,“ unterbrach sie die Majorin. „Zu

kann nun zusehen, wie ich die Miete kriege. Aber man muß sich sichern, so lang' es Zeit ist. Ich werde meinen Advokaten gleich beauftragen, auf Pferd und Wagen Beschlagnahme zu lassen . . .“

IV.

Hubermann war empört, nicht darüber, daß Genzi auf und davon gegangen, denn das paßte ihm schon; aber er boßte sich, daß sie ihn so heimlich um einen großen Teil des Geldes betrogen hatte.

Nachdem er sich jedoch auch schließlich darüber beruhigt hatte, fand er, daß es das Beste sei, die zurückgelassenen anderthalb Hundert in die Tasche zu stecken und in Sonntagswichs in die Stadt zu fahren. Er wollte sich jetzt einmal ordentlich amüsieren. Wäre das Geld verlumpt, nun was läge daran, wenn er die „Lise“ mitsamt Geschirr und Wagen gegen ein hübsches Darlehenssummenchen vorläufig verpfändete und das Geschäft an den Nagel hing! Jetzt wäre das ja alles egal . . .

Daß Genzi in der Richtung nach Hamburg gefahren sein müsse, hatte er übrigens gleich vermutet. Und da er mit den Güterverkäufern auf dem Bahnhof gut bekannt war, so fiel es ihm auch nicht schwer, zu erfunden, daß Genzi einen großen Koffer dortselbst nach Hamburg aufgegeben hatte. Natürlich ließ er denselben gleich mit Beschlagnahme belegen — das schlaueste Schnippchen, das er Genzi schlagen konnte.

Ob sie nun noch zurückkehren würde, oder nicht, war ihm gleichgültig. Er war jetzt ungehindert, hatte Geld und lebte in dulce jubilatio

V.

Die beiden Frauen waren am zweiten Morgen nach ihrer Abfahrt von München in Hamburg angelangt. Am Bahnhof empfing sie ein ganzer Schwarm von allerhand Dienstbesessenen, die sich anboten, das Handgepäck nach dem Logierhaus für Auswanderer zu tragen. Verwirrt von dem fremdartigen Treiben, kamen die Frauen endlich ohne zu wissen, wie, in das Logierhaus — um hier zu erfahren, daß die Packträger mitsamt dem Handgepäck auf Nimmerwiedersehen verschwunden waren . . .

Das war die erste Enttäuschung. Was nützte da alles Lamentieren? Andern war es ja gerade so ergangen!

Das Schiff sollte übrigens erst am übernächsten Tage in See stechen.

Als endlich unter schreckvollen Heimwehqualen die Zeit des Ausbruchs gekommen war, da verweigerte die Hafenpolizei den beiden Frauen die Ueberfahrt, weil sie, außer ihren Fahrscheinen, keinerlei Ausweis-papiere aufzuzeigen hatten . . .

Ein gutmütiger Hamburger meinte zwar, das sei keineswegs so schlimm, wie es aussehe, weil man in Bremen leichter durchkomme, wie hier; aber die erlittene Enttäuschung war doch zu schwer.

Schließlich faßte Genzi Mut und dampfte mit ihrer Leidensgefährtin nach Bremen.

Auch hier wurde die Ueberfahrt verweigert . . .

Was nun?

Das beste: wieder zurück nach Hamburg

Da irrten nun die beiden Unglücklichen von morgens bis abends in den Straßen umher. Das Geld war bis auf einige Pfennige, wofür sie sich ein Brot kauften, ausgegangen.

Was in aller Welt sollten sie beginnen? Hier verperrte das Meer die Wege; drüben die Münchner Heimat war ihnen abgeschnitten. Kein Ausweg! Keine Rettung! Verlassen! Allein

Die Nacht war angebrochen — die Frauen standen auf der Straße, ohne Unterkommen, ohne Nachtquartier. Wer sollte es ihnen auch gewähren? Sie hatten ja keinen Pfennig — und Mitleid ist in einer solchen Stadt, wo stündlich Hunderte obdachlos auf der Straße kampieren müssen, ein gar fremdes Ding . . .

So schleppten sie sich hungerfröstelnd weiter, von Straße zu Straße, von Stunde zu Stunde, um schließlich gegen Mitternacht auf einer Bank am Alsterkai vollständig erschöpft niederzusenken.

Der Herbstwind strich durch die Äste der Bäume und rumorte in der Takelage der zahllosen Schiffe, die unsern im Hafen ankerten und vom mäßigen Seegang unruhig hin und her geschaukelt wurden. Schwärzliche Wolken flogen am Himmel wie Gespensterheere und ließen den Mond oder vereinzelte Sterne nur flüchtig hindurchschauen. Es war eine gar traurige Nacht — wie zur Verzweiflung angethan.

Und Verzweiflung hatte Genzi angepackt, ließ sie nicht mehr los mit ihren Tigerkrallen, rüttelte sie, riß ihr fast das Herz entzwei, verwirrte ihr den Verstand. Das ganze vergangene Dasein mit all' seinen Kümmernissen und Schrecken zog an ihrer verdüsterten Seele blitzschnell vorüber, wie einem, der, indem er plötzlich von schwindelndem Felshang in die graufige Tiefe hinabstürzt, sein ganzes Leben von Jugendtagen her bis an die Gegenwartsschwelle als einen einzigen, gewaltigen Moment empfindet.

Jetzt klammerte sie sich an ihre Gefährtin — ihr grauste vor dem schwarzen Abgrund, welcher ewige Nacht, welcher Tod heißt.

Und doch — sollte sie zurückkehren zu jener langsam mordenden Tortur ihres Ehelebens, der sie sich vor wenigen Tagen gewaltsam entronnen hatte.

„Niemals! Niemals! Lieber tot — und gleich . . .“

Im Alsterkai gluckste das Wasser und spritzte über die Steinmoolen hinauf. Verzweifelt sprang Genzi empor und schritt, so rasch die müden Füße sie zu tragen vermochten, dem Wasser entgegen. Schon breitete sie die Arme aus zum Todes-sprunge — dann sank sie matt zurück, auf die nebelbeseuhtete Erde.

Und sie weinte und schluchzte:

„Nein, ich kann's nit! Das Kind! — Hubermann! — Der Vater! —“

Nein, ich kann's nit!

Was würd' der Vater sag'n?

Ach, und die „Lise“ . . . wer soll nach ihr schaug'n? Wer wird sie füttern, wenn ich nit mehr da bin . . . ?“

Bitter weinend kauerten die beiden Frauen eine Weile an der Stelle, wo sie niedergefunten. Dann schleppten sie sich einander stützend wieder nach der Bank zurück . . .

Ein Konstabler, der sie schon geraume Zeit beobachtet hatte, trat nun aus dem Dunkel an sie heran und legte die Hand auf Genzis Nacken.

Die schreckte auf.

Der Beamte stellte einige teilnahmevolle Fragen, die Genzi unverständlich murmelnd beantwortete. Und als jener sie aufforderte, ihm nach der Polizeiwache zu folgen, erhoben sie sich mechanisch und schritten willenlos taumelnd nebenher — bis ins Wachtgebäude. —

VI.

Was am andern Morgen folgte, war ein langes Verhör. Genzi erzählte die Beweggründe, die sie gezwungen hatten, Hubermann zu verlassen — um nach Amerika zu gehen. Der Polizeibeamte zuckte mit den Achseln:

„Wenn Ihr Mann Ihnen die Erlaubnis zur Auswanderung verweigert, so bleibt Ihnen nichts übrig, als zu ihm zurück-zufehren.“

So geschah es denn auch, als nach einigen Tagen, während dessen die beiden in der Abteilung für Obdachlose untergebracht und gepflegt wurden, Hubermanns Antwort eintraf, daß er keinesfalls die Erlaubnis zu Genzis Auswanderung gebe, daß sie aber, wenn sie wolle, heimkehren.

Nachdem die Kosten des polizeilichen Aufenthalts und der Fahrt von Hamburg nach München mit den Amerika-Ueberfahrtscheinen beglichen worden waren, dampften die Frauen heimwärts.

Es war eine gar traurige Fahrt für Genzi. Sie ahnte ja, was ihrer wartet: ein, sklavisches Leben voll Schmach und Schande

VII.

Endlich kam sie zu Hause an — in später Abendstunde, damit die Leute sie nicht sehen.

Doch, was war das? Haus und Stall verschlossen? Kein Licht, kein menschliches Wesen?

Sie trierte durch die blinden Fensterscheiben — die Wohnung war leer.

Sie pochte an's Fenster, sie horchte mit zurückgehaltenem Atem an der Stallthür — kein Laut . . .

Da bezwang sie sich nicht länger und rannte durchs Vorderhaus, die Treppe hinan.

Raum hat sie die Schelle gerissen, so erscheint die Majorin, empört, daß man es wage, zu später Abendstunde zu stören. Als sie aber Genzi erblickt, weicht sie erschrocken und verächtlich zurück.

„Na, Sie haben eine schöne Geschichte angericht't! Nun hätten Sie schon ganz fortbleiben können. Der Hubermann

hat damals die „Rise“ angespannt und ist nicht mehr zurück-
gelehrt mit Pferd und Wagen. Er soll alles verkauft und
verlumpt haben.

Den Bettel da in der Wohnung hab' ich für die schuldige
Miete wegnehmen lassen.

Na ja eine saubere Gesellschaft

Damit schlug sie die Thür zu und rauschte davon. —

Bangsam erhob sich Genzi vom Boden, wo sie vor Scham
und Schrecken niedergesunken war, und schlich aus dem Haus
— in die regenschauernde Nacht.

Keiner sonst hatte sie gesehen, keiner einen Laut ver-
nommen

Drunten, am Wehr des „Milchhäusl“ im englischen Garten
fanden einige Arbeiter der Maffei'schen Fabrik anderen morgens
Genzi's Leiche

Das arme Weib hatte ausgerungen.

Sozialdemokratische Charakterköpfe.

Von Wilh. Bloß in der Leipziger Volkszeitung.

VII. Johannes Wedde.

Bei der Tafelrunde, die sich vor 25 Jahren häufig bei August
Geib in dessen gastlicher Behausung am Rüdingsmarkt zu
Hamburg versammelte, war gewöhnlich ein Mann im Anfang
der Dreißiger zu sehen, dessen eigenartige Persönlichkeit aller
Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Körper war klein und ver-
wachsen; zwischen den breiten Schultern aber saß ein mächtiges
Haupt mit scharfen aber sympathischen Zügen. Hinter den
Brillengläsern funkelten große tiefblaue Augen. Man bemerkte
sogleich, daß man es hier mit einem Menschen von hervor-
ragender geistiger Bedeutung zu thun hatte. Seine mit sonorer
Stimme geführte Unterhaltung war durchweg anregend, nie-
mals trivial, obgleich er gerne und viel sprach.

Dies war Johannes Wedde. Man dachte bei seiner Er-
scheinung an Lichtenberg und Maltiz; doch war seine Satire
nicht verlegend und sein Humor ohne Galle. Er war 1843 als
Sohn eines kleinen Industriellen zu Uelzen geboren. Er hatte
als Kind schon schwere Krankheiten zu bestehen. Die Liebe
einer zärtlichen Mutter wachte über ihm, und es geschah alles,
was geschehen konnte, um seinem schwächlichen Körper zu
kräftigen. Seine Verunstaltung trug er, wie seine Schwester
Theodora behauptete, mit seltenem Gleichmut.

Der talentvolle Knabe war von seinen Eltern zum Theologen
bestimmt; nachdem er 1862 zu Hamburg sein Abiturienten-
Examen bestanden, bezog er die Universitäten Heidelberg, Berlin
und Göttingen. Im studentischen Treiben gewann er Lebens-
mut, und mächtig regte sich in ihm der poetische Schaffensdrang,
der schon sehr bald erwacht war. Zahlreiche Gedichte entstanden
in dieser Zeit, die sich zum Teil in seiner Sammlung: „Grüße
des Verdenden“ befinden. Aber er studierte auch mit gewalt-
tigem Eifer und es ward ein tüchtiger Germanist aus ihm. Zum
Plaffen war er nicht veranlagt; dazu dachte er zu frei. Er
hatte indessen mit einer gewissen Störrigkeit seines Vaters zu
kämpfen und sah sich in Bezug auf seine Berufswahl die Er-
füllung seiner liebsten Wünsche verlag. Er ward Lehrer der
Geschichte an einer Privatschule in Hamburg und lag seinem Be-
rufe mit Lust und Liebe ob. Bis zu einem gewissen Grade
wagte er es auch, wie er mir selbst erzählte, seine freiheligen
Anschauungen in seinen Unterricht hineinzulegen.

Er schrieb einen glänzenden Stil, und da wurde er bei
seinem reichen Wissen ganz von selbst zur schriftstellerischen
Thätigkeit gedrängt. Er schrieb zunächst für die Hamburger
Nachrichten, die damals noch nicht das Spezialorgan der Dynastie
Bismarck waren, kleine Aufsätze kunstkritischen und geschichtlichen
Inhalts. Bald bot man ihm an, als ständiger Rezensent für das
Drama am Stadttheater bei den Hamburger Nachrichten zu
wirken. Er nahm an, und seine geistvollen Kritiken erregten
großes Aufsehen. Das waren keine alltäglichen Rezensionen,
die tausend Rücksichten nahmen; das waren aus tiefem Ver-
ständnis und reichem Wissen hervorgegangene Urteile eines
unabhängigen Kunstrichters. Sie mußten ihm naturgemäß viele
Widersacher erwecken, aber sie verschafften ihm auch ein litera-
risches Ansehen weit über Hamburg hinaus.*)

Von seinen Schriften nennen wir die Fieber eines Patryka
(1869) und das Drama vom römischen Reiche deutscher Nation,
eine nationale Dichtung aus Barbarossa's Zeit (1878), in welch
letzterem seine tiefen Kenntnisse des germanischen Mittelalters
trefflich verwertet sind. 1884 erschienen seine gesammelten Ge-
dichte unter dem Titel: „Grüße des Verdenden“, die viel schön
und tief Gedachtetes enthalten, die aber nicht in die Masse dringen
konnten, weil Wedde oftmals seine modern-sozialistische Welt-
anschauung in eigenartiger Weise mit der altgermanischen

*) Wedde's Rezensionen sind als Dramaturgische Späne nach-
her gesammelt worden.

Anthologie und Geschichte poetisch zu verschmelzen bestrebt
war.

Wir wollen als charakteristische Probe der eigenartigen
Weddeschen Poesie nur die drei Strophen aus seinem Trutzlied
anföhren:

Wenn sich Novembernebel kalt,
Grau auf die Fluren senken,
Wenn wir merken, daß Geistgewalt
Nicht die Natur kann lenken,
Daß in dem Ding, dem brutalen Sein,
Nur die Gemeinheit künigt,
Welche die Lüge mit heuchelndem Schein
Als Gottesweisheit beschönigt —

Kinderbegeisterung, Kindermut,
Hoffnung auf baldige Siege,
Wärmen da nimmer das frierende Blut,
Stärken da nimmer zum Kriege.
Nein, da gilt nur der männliche Sinn,
Welcher mit Ernst es lernte,
Ohne Belohnung und ohne Gewinn
Schaffen für künftige Ernte;

Welcher, wenn ihm die Kraft zerbricht,
So sich zu trösten erdreistet:
Habe mir selbst bemessen die Pflicht,
Habe mein Wollen geleistet,
Heute mich vor der siegenden Nacht
Weder auf Drohen noch Bitten,
Habe des Erdenlebens Macht
Stark und stolz durchschritten!

Innerlich hatte sich Wedde sehr bald zur sozialistischen Partei
hingezogen geföhlt. Er trat mit Geib in Verbindung und war
bald ganz für die Partei gewonnen, wennschon seine Stellung
als Lehrer ihm nicht erlaubte, öffentlich sich zur Sozialdemo-
cratie zu bekennen. Doch gab er sich auch keine besondere Mühe,
seine politischen Anschauungen zu verbergen. Furchtlos war er
ganz bestimmt nicht. Ich sah oft mit ihm zusammen in der
Weinstube des Patriottischen Hauses, wo er es liebte, die ham-
burger Philister in Aufregung zu bringen, indem er mit dröh-
nender Stimme die Helden von 1793 verherrlichte und dann
über die Entrüstung der Philister unbändig lachte.

Wir hatten uns bei Geib kennen gelernt, und bald entwickelte
sich zwischen uns ein lebhafter Verkehr, an dem auch Wedde's
begabte und lebenswürdige Schwester Theodora teilnahm, die
gleichfalls damals als Lehrerin in Hamburg wirkte. Obwohl
Wedde bei den inneren Parteiangelagenheiten nicht selbst mit-
wirken konnte, nahm er doch an allem den lebhaftesten Anteil
und es hat ihn sehr tief bewegt, als bald nach Erlaß des
Sozialistengesetzes einige Kräftehuber die momentan in der
Partei eingetretene Desorganisation benutzten, um überall Un-
heile anzurichten und einzelne bekannte Personen in der Partei
in ordinärer Weise zu verächtigen. Während uns von vorne
die Staats- und Polizeigewalt angriff, fielen uns diese „Freunde“
in den Rücken. Dem braven Geib wurde dadurch die letzte
Zeit seines Lebens sehr verbittert. Manchmal besam man An-
wandlungen von Niedergeschlagenheit. Da mußte Wedde zu
ermuntern und zu begeistern; auch half er oft mit einem guten
Witz über schlechte Stimmung hinweg. Als er mich einmal in
Erregung und Verbitterung über die Machinationen eines ge-
wissen Demagogen von damals angetroffen hatte, ging er nach-
denklich weg und sandte mir bald darauf aus seinem Sommer-
aufenthalt in Friedrichsruh das Gedicht: Korinthiana (Abgedruckt
in den Grüßen des Verdenden, Seite 23), das beginnt:

Korinth ist eine gemüthliche Stadt,
Darin es auch viele Hanswürste hat;
Die haben erkannt, die reichen Herrn,
Der Demokratie urtiefsten Kern.

Das war im Sommer 1880. Im Herbst wurde über Ham-
burg, Altona und Umgegend der „kleine Belagerungszustand“
verhängt, und es kamen die Ausweisungen. Auch ich erhielt
als „eine Persönlichkeit, von der eine Geföhrdung der öffent-
lichen Sicherheit und Ordnung zu besorgen ist“, einen Aus-
weisungsbefehl, wonach ich Hamburg binnen 48 Stunden zu
verlassen hatte, obgleich ich hamburgischer Staatsangehöriger
war. Doch war mir gütigst erlaubt, mich im Amt Rißbüttel
aufzuhalten. Die Netze dieses Amtes konnten mich indessen
nicht anlocken und ich verließ Hamburg, bevor die 48stündige
Frift abgelaufen war.

Als Wedde hörte, daß ich meine Ausweisung erhalten hatte,
kam er eiligst zu mir und lud mich ein, die letzten Stunden
meiner Anwesenheit bei ihm und den Seinigen zu verbringen,
wo man es mir noch einmal recht angenehm machen und mir
eine „Gentersmahlzeit“, wie er mit Galgenhumor sagte, be-
reiten wollte. Ich nahm gerne an und begab mich zur
festgesetzten Stunde nach Eimsbüttel, wo er mich mit seinem
Vater und seiner Schwester erwartete. Die „Gentersmahlzeit“
war unter Fräulein Theodora's lebenswürdiger Fürsorge vor-

trefflich hergerichtet worden, und die „Feierlichkeit“ wurde so mit Witz, Geist und Humor gewürzt, daß ich wirklich Ausweitung und sonstiges Ungemach auf einige Stunden vollkommen vergaß.

Ich sah Wedde nur noch einmal kurz in Berlin, wo er mit seiner jungen Frau im Reichstage erschien.

Seine Stellung als Lehrer sowie als Rezensent der Hamburgischen Nachrichten hatte Wedde im Jahre 1879 aufgegeben, nachdem das zwischen ihm und seinem strengen Vater entstandene Zerwürfniß ausgleichlich und der Sohn dadurch in günstigere persönliche Verhältnisse gelangt war. Er ging aufs Land, voll von litterarischen Plänen und Entwürfen. In dem Gasthause, wo er sich aufhielt, brach in seiner Abwesenheit Feuer aus, und seine Bibliothek verbrannte nebst seinen sämtlichen Manuskripten. Dieser Schlag traf ihn sehr hart. Besonders schlimm war es, daß sich unter den verbrannten Büchern viele entlehene — auch aus öffentlichen Bibliotheken — befanden.

Wedde wandte sich nun der Journalistik zu. 1881 war die Gerichtszeitung, die von den in Harburg sich aufhaltenden ausgewiesenen Sozialisten redigiert wurde, unterdrückt worden. Um ein neues Organ ins Leben zu rufen, mußte eine geeignete Persönlichkeit als Leiter gefunden werden, und man erblickte diese Persönlichkeit in Johannes Wedde. Es erschien die Bürgerzeitung unter seiner Leitung, dem Namen nach als „Organ der entschiedenen Demokratie Hamburgs“, in der That als Organ der Sozialdemokratie. Die Bürgerzeitung bestand sechs Jahre während der schlimmsten Zeit unter dem Sozialistengesetz. 1887 im Sommer ward das Blatt verboten, und Wedde, der sich inzwischen sehr glücklich verheiratet hatte, wurde aus Hamburg ausgewiesen.

Er ließ sich in Lübeck nieder, wo er mit dem Parteigenossen Schwarz zusammen *Lügen-Blumenweber* und Das alte Lübeck herausgab. Die Geschichte der alten Hanja hatte ihn von jeher angezogen, und er liebte die Stadt Hamburg, wie wenn sie seine Vaterstadt gewesen wäre. Darum traf ihn die Ausweisung sehr hart.

Die hamburgischen Parteigenossen übertrugen Wedde die Kandidatur für den dritten hamburgischen Wahlkreis. Aber sechs Wochen vor der Wahl wurde Wedde plötzlich durch den Tod abberufen. Eine tödtliche Influenza überfiel ihn und am 6. Januar 1890 fanden die Seinen an der Leiche des von ihnen so sehr geliebten und verehrten Mannes.

Die Leiche wurde nach Hamburg gebracht, und die Parteigenossen bereiteten dem toten Kämpfer ein würdiges Begräbniß. Seine Schwester hat ihm interessante und warm empfundene Gedenkblätter gewidmet.

Vermischtes.

* **Heinrich Heine und sein Vaterland.** Von Björnsterne Björnson geht der Frankfurter Zeitung folgendes Schreiben zu:

Hochgeehrte Redaktion!

Wieder sehe ich in Ihrem Blatt einen neuen Beweis für den Undank der Deutschen gegen ihren großen Dichter, den eigentümlichsten von allen, Heinrich Heine.

Außerhalb Deutschlands giebt es kaum einen litterarisch gebildeten Mann oder eine solche Frau, die nicht über die Blindheit empört sind, mit der man den großen Mann aus seinen wenig glücklichen Verhältnissen, aus seiner Zeit und ihrer Denkart hinausrückt, um ihn dann zu verurteilen und zu verdammen.

Ich will nicht die verschiedenen Anlagpunkte durchgehen, aber einer ist darunter, den ich, so weit ich sah, nicht genug widerlegt gefunden habe. Es ist der Vorwurf gegen Heine, daß er sein Vaterland „verhöhn“ habe.

Kann jemand sagen, welch bedeutenden Anteil gerade die Indignation eines großen Geistes über das damalige Deutschland an dessen schließlichem Wiederaufbau gehabt hat?

Björnsterne Björnson.

* **Eine Mahnung zur Bescheidenheit.** Es wird der Frankf. Btg. geschrieben: Friedrich v. Raumer, der berühmte Geschichtschreiber, der im Jahre 1830 in Paris war, um in der dortigen Bibliothek Studien zu machen, erzählt in einem Briefe an die berliner Schauspielerin Auguste Crelinger folgende ergötzliche Begegnung, die er bei seinem Besuche in der Pariser Oper hatte, als er der Wieders-Vorstellung der Malibran beiwohnte. Er war schon um 7 Uhr auf seinem Platz und wartete auf den Anfang der Oper „Semiramis“, der auf 8 Uhr festgesetzt war. Ueber dieses Stück schreibt er: Von dem, was ich während dieser Zeit gedacht oder nicht gedacht, weiß ich nichts zu melden; folgendes Gespräch ward indes zur Mehrung meiner Bescheidenheit zwischen mir und meinem Nachbar in französischer Sprache geführt:

Er: Wo haben Sie diese Schnupftücher gekauft?

Ich: In Berlin.

Er: Waren Sie lange in Berlin?

Ich: Eine ziemlich lange Zeit.

Er: Ich auch; ich habe daselbst Theologie studiert.

Ich: Kennen Sie einen Professor v. Raumer?

Er: Nein, ein solcher existiert nicht!

Diesem Gespräch fügt Raumer folgende Worte hinzu: „Da sitzt nun der berühmte Verfasser der „Hohenstaufen“ im pariser Parterre neben einem berliner Studenten, der sein Dasein leugnet, und will hier, auf seine Berühmtheit hin, Bekanntschaften machen und alte Scharteken lesen, um noch berühmter zu werden! Wäre es nicht klüger, frische Auktern zu essen?“

Chinesisches Wiegenlied.

Melodie: Schlaf, Kindlein, schlaf!

Bum! Bumbum! Bum!
Der Vorer, der geht um.
Er wackelt mit dem schwarzen Zopf
Und läbelt ab den Christenkopf.
Bum! Bumbum! Bum!
Der Vorer, der geht um.

Wei-hei, hei-wei!
Darob ein groß' Geschrei:
Das gelbe Schlingenspielt gern
Im eignen Hause selbst den Herrn!
Wei-hei, hei-wei!
Darob ein groß' Geschrei.

Port, Port-Arthur!
Was in den Kerl nur fuhr!
Wir stahlen ihm ein bißchen Land,
Nun ist er ganz aus Rand und Band.
Port, Port-Arthur!
Was in den Kerl nur fuhr.

Herr Delcassée
Saß gestern beim Kaffee,
Da schrieb ein armer Millionär,
Daß er bereits im Himmel wär.
Herr Delcassée,
Wie schmeckte der Kaffee?

God save the queen!
Es muß, es muß der Bien!
Wo steckt nur Frau Justitia?
Die Dame weilt in Afrika!
God save the queen!
Es muß, es muß der Bien!

Miau-miau-miau-tschau!
Die Sache scheint mir lau.
Erst stürmen wir die Kaiserburg,
Dann prügeln wir einander durch!
Miau-miau-miau-tschau!
Die Sache scheint mir lau.

Hei! Wie das kracht!
Nun, Frieden, gute Nacht!
Was Du nicht willst, das man Dir thu',
Das füg' auch keinem andern zu!
Hei! Wie das kracht!
Nun, Frieden, gute Nacht!

Simplicissimus.

Lesefrüchte.

Auch die gerechteste Rache führt den eigenen schließlichen Untergang mit sich, und die heldenmütigsten Rächer bringen mit ihrem Siege höchstens eine größere Tragödie zu stande. Es handelt sich aber in der Geschichte und Politik um das, was die kurzatmigen Helden und Rhetoren nie einsehen; nicht um ein Trauerspiel, sondern um ein gutes Ziel und Ende, wo die geklüterte unbedingte Einsicht alle verhöhnt, um ein großes heiteres Lustspiel, wo niemand mehr blutet und niemand mehr weint. Langsam, aber sicher geht die Welt diesem Ziele entgegen.

Gottfried Keller,
„Der Grüne Heinrich.“

